

Johano Strasser

Glutkern und Bildungsschlacke. Über das fruchtbare Chaos der Kultur

Was einmal angefangen hat, kann auch ein Ende nehmen. Das ist die Sorge, die Eltern, Lehrer und Kulturpolitiker umtreibt, wenn wieder einmal die Klage über das mangelnde kulturelle Interesse oder die geistige Verwahrlosung der Jugend anschwillt. Aber bevor wir uns darauf einigen, daß früher alles besser war, sollten wir uns an den Theaterdirektor Friedrich Ludwig Schmidt erinnern, der seinerzeit, vor zweihundert Jahren darüber klagte, daß Schiller, Goethe und Lessing ihm das Publikum vergraulen und er nur mit Kotzebuh sein Haus voll bekomme. *Goethe, Lessing, Schiller, lauter Quotenkiller* – und das in der guten alten Zeit, als es noch kein Fernsehen gab und kein Internet und kein Smartphone - und Bildung noch als erste Bürgerpflicht galt.

Kultur, anspruchsvolle Kultur war nie selbstverständlich. Die Gefahr, in die Barbarei zurückzufallen, ist nie endgültig gebannt. Aber wie fördert man Kultur? Wie sorgt man dafür, dass sie nicht matt wird und schließlich stirbt? Offenbar reicht es nicht aus, wenn wir, die Gebildeten, unserer ‚Kulturpflicht‘ genügen und dann und wann ein Buch lesen, ins Theater gehen, eine Vernissage besuchen, vielleicht gar Hausmusik machen und so den Jungen ein Beispiel geben. Vielleicht ist auch das, was wir für beispielhaft halten, gar nicht unbedingt das, was eine lebendige Kultur ausmacht.

Wie und wo beginnt kulturelles Leben? Wie und wo fängt das an, was, wenn es zum Kulturgut geworden ist, uns zur Verfügung steht, um uns im Schillerschen Sinn zum Menschen zu bilden? Irgendwann, irgendwo muß eine Norm, eine Weltdeutung, eine ästhetische Idee in einem Kopf entstanden und Gestalt angenommen haben, bevor sie ausgedrückt, in Stein gehauen, auf die Leinwand gemalt, niedergeschrieben wurde und damit in den Fundus einging, aus dem wir, die kulturell Interessierten, uns bedienen. War es Zufall, war es die launische Schöpferkraft des Genies, oder waren es identifizierbare und beeinflussbare günstige Bedingungen, die den ersten Impuls,

wenn nicht hervorbrachten, so zumindest wachsen lassen? Wir könnten auch fragen: Was ist das Bild eines Malers, bevor es sichtbar wird? Was ist ein Gedicht, wenn es nicht mehr ist als eine einzige Zeile auf einem Zettel unter einem Stapel von Büchern und Manuskripten auf einem Schreibtisch?

Es geht um den Anfang und um die Bedingungen, derer es bedarf, damit etwas anfangen und wachsen kann. Kultur, soviel scheint klar, gedeiht in der Regel nur in einem kulturfrendlichen Milieu, sie bedarf der Pflege, der Ermunterung und Förderung, sie braucht Orte, an denen sie wachsen, öffentliche Orte, an denen sie sich dem Publikum präsentieren kann. Hier kommt die *Kulturpolitik* ins Spiel. Sie soll Kultur ermöglichen, nicht aber selbst Kultur erzeugen, sie soll ihr Wachsen fördern, ihr die Aufmerksamkeit des Publikums sichern, ihr aber keine Vorschriften machen. Weil aber die Kulturpolitik selbst nichts erzeugt, haben Kulturpolitiker – öfter als ihre Kollegen in anderen Ressorts - ein Problem, wenn nach ihrer Leistungsbilanz gefragt wird. Sie können dafür sorgen, dass Räume geschaffen oder erhalten werden, in denen kulturelles Leben sich abspielt. Aber auf das Mietniveau haben sie in aller Regel keinen Einfluß und die Luxusmodernisierung lebendiger Innenstadtviertel können sie nicht verhindern. Sie können sich vor dem renovierten Theater, dem neuen Literaturhaus, der altehrwürdigen Musikschule mit dem Intendanten, dem Leiter, mit einer Gruppe von Schülern fotografieren lassen. Aber was, wenn im Theater, im Literaturhaus, in der Oper, in der Musikschule, im Konservatorium nur Routine herrscht, sich wenig Inspirierendes abspielt? Was, wenn große Teile des Publikums, obwohl dort gute Arbeit geleistet wird, sich nicht dafür interessieren?

Das Kunstwerk in *statu nascendi*, im Zustand des Noch-Nicht – wenn es wachsen soll, braucht es förderliche Bedingungen aufseiten des Künstlers und aufseiten des Publikums. Also laden Kulturpolitiker bekannte Künstler ein, geben ihnen günstige Arbeitsbedingungen, ein Stipendium, ein Atelier, eine gutbezahlte Professur mit reduzierter Lehrverpflichtung, sorgen dafür, dass die örtliche Presse sie interviewt und ihr Bild in die Zeitung kommt. Am besten zusammen mit dem Oberbürgermeister oder dem Kulturreferenten. Sie initiieren vielleicht sogar öffentliche Diskussionen über kulturelle Fragen, veranstalten

eine lange Nacht der Museen, einen Tag der Offenen Tür in der Musikschule, bringen Schriftsteller und Künstler in die Schulen, stellen Kunst in den öffentlichen Raum. Und nach einem Jahr oder zwei fragen die Journalisten, fragen die Wähler: Was hat es gebracht? War das viele Geld gut angelegt?

Es war meistens gar nicht viel Geld. Trotzdem bringt der Rechtfertigungszwang Kulturpolitiker oft in arge Beweisnot. Weil wir nicht wirklich wissen, unter welchen Bedingungen Kultur erblüht, weil das Publikum, gerade auch sein banausischer Teil, störrisch, unberechenbar und ungerecht ist, können wir auch nicht überzeugend erklären: Dieses und jenes haben wir getan und dadurch dieses und jenes bewirkt. Vielleicht möchten die Kulturpolitiker auf drängende Nachfragen gern antworten:

Ich habe zwei oder drei wunderbare Aufführungen im Theater gesehen. Ist das nicht genug?

Ich habe bei einem Konzert in der Musikschule in glänzende Kinderaugen geblickt.

Als ich nach einer Lesung aus dem Literaturhaus kam und durch die fast menschenleeren Straßen ging, hatte ich das Gefühl, als vibriere die Luft.

Jeden Tag, wenn ich an der Skulptur von XY in der Innenstadt vorbeikomme, freue ich mich daran.

Aber sicherheitshalber verweisen sie dann doch meistens lieber auf das große Medienecho, das das Konzert des berühmten Dirigenten YZ ausgelöst hat, auf die Zuschauerzahlen der Matisse-Ausstellung, die man von der Kunsthalle Zürich übernommen hat, auf die wachsende Zahl von Übernachtungen während der Festspiele und die positive Bilanz, die kürzlich das Gaststätten- und Taxigewerbe gezogen hat.

Die *Kreativwirtschaft*! Wenn es hart auf hart kommt, lässt sich Kunst und Kultur am ehesten noch als ökonomischer Faktor rechtfertigen. Die vielen Arbeitsplätze im Verlagswesen der Stadt. Die wachsende Zahl der Museumsbesucher. Das, was im Ökonomen-Englisch die *Spin-offs* heißt. Und, nicht zu vergessen, die kulturelle Attraktivität des Standorts für bildungsbeflissene Führungskräfte. Vielleicht verweist der eine oder die andere auch auf neuere Untersuchungen, die zeigen, dass Schüler, die ein Instrument spielen, oft auch bessere

Leistungen in Mathematik und Physik erbringen und weniger oft die Blumenbeete im Stadtpark zertrampeln oder im Fußballstadion randalieren.

ABER RECHTFERTIGT DAS ALLES DIE MILLIONEN FÜR DIE OPER UND IHREN EXZENTRISCHEN INTENDANTEN?

Kulturpolitik ist ein schwieriges Geschäft. Kulturpolitiker geben das Geld von Steuerzahlern für Dinge aus, die diese in der Mehrzahl für völlig überflüssig halten. Das so etwas in einer Demokratie möglich ist, immer noch möglich ist, ist ein Wunder. Allein dafür sollte man den Kulturpolitikern dankbar sein. Denn, was Voltaire noch einleuchtete, ist unserer am allzu schlichten Nützlichkeitsdenken orientierten Öffentlichkeit oft nur noch schwer zu vermitteln: *Parmi les choses les plus nécessaires il faut mettre au premier rang le superflu!* Kultur als das Überflüssige kann sich zunehmend nur noch rechtfertigen, wenn es sich auf umwegige Art doch noch als nützlich, vor allem als ökonomisch nützlich, erweist. Jedenfalls, wenn sie öffentliche Gelder in Anspruch nimmt.

Erfolgskontrolle heißt das Codewort, wenn es Behörden darum geht, zu prüfen, ob die wenigen Euro, mit denen sie eine kulturelle Veranstaltung bezuschussen, richtig angelegt sind. In ihrer Beweisnot klammern sich die Kontrolleure an quantifizierbare Erfolgskriterien wie die Zahl der Gäste, Zuschauer, Besucher, der Medienberichte, vorzugsweise in überregionalen Medien. Neuerdings werden oft *Zielwerte* vorher festgelegt: Bei der Eröffnung der Ausstellung sollten mindestens 200 Gäste anwesend sein, über die Veranstaltung sollte von mindestens zwei überregionalen Feuilletons berichtet werden. Ob die Gäste sich wirklich für die ausgestellte Kunst interessieren oder nur den neuesten Klatsch austauschen, über die angebotenen Häppchen herfallen und nach dem zweiten Glas Wein wieder verschwinden, um nur ja nicht die Talkshow mit Heiner Lauterbach und Gloria von Thurn und Taxis zu versäumen, interessiert nicht. Werden die Zielwerte erreicht, gilt die Veranstaltung als Erfolg, wenn nicht, gilt sie als gescheitert. Weitere Förderung unwahrscheinlich. Es ist leicht über die groteske Unangemessenheit des Verfahrens zu spotten. Aber die, die es anwenden, meinen es vermutlich in der Mehrzahl sogar gut mit der Kultur.

Es müssen nicht immer große Zahlen sein. Manchmal kann auch der ausgefallene Ort, im Zeitgeistjargon: die *location*, für Aufsehen und damit für die Legitimierung des kulturellen Projekts sorgen. Moritz Rinke liest in einem Autohaus in Sottrum aus seinem autobiographischen Roman über Worpswede. Sebastian Hess, Veronika Hagen und Benjamin Schmid spielen die kompletten Goldbergvariationen in Europas „höchstem Konzertsaal“ im obersten Stock der Münchener Highlight Towers. Mireille Mathieu singt vor Strafgefangenen in Fuhlsbüttel *La vie en rose*. Ich selbst habe einmal in einer Kleinstadt in einem Supermarkt aus meiner Autobiographie gelesen. Vor dem Spirituosenregal. Der Filialleiter, der mich begrüßte, fand das ausgesprochen passend: *Geist zu Geist*, sagte er mit einem verschmitzten Lächeln. Wenn man als Schriftsteller nicht zu den Stars der Szene gehört, die jeden Saal füllen, muß man auch mal mit einem Supermarkt Vorlieb nehmen.

Kulturschaffende – welch ein irritierendes Wort! – und kulturelle Initiativen gibt es in großer Zahl in Deutschland, die Mehrheit von ihnen sind in der einen oder anderen Form auf Förderung, viele auf öffentliche Förderung angewiesen. Letztere erhält man auf Antrag und unter der Bedingung, dass man Rechenschaft darüber ablegt, was man mit dem Fördergeld gemacht hat. Das kann in einer Demokratie gar nicht anders sein. Damit aber ist der Schwarze Peter bei denen, die Kultur machen. Und prompt geraten nun auch sie in Beweisnot. Was machen wir eigentlich, wenn wir Kultur machen? Wie erkläre ich dem Förderer, wie erkläre ich dem Publikum, dass sich die Investition in meinem Fall gelohnt hat? Der Maler zeigt seine Bilder vor, die er im öffentlich geförderten Atelier gemalt hat, der Schriftsteller liest aus dem ersten Kapitel des Romans, den er in der Stipendienvilla angefangen hat, die Rockband, der die Stadt einen Probenraum zur Verfügung stellt, gibt ein Konzert. Aber die Zweifel bleiben. Vielleicht hätte man besser einen anderen Maler oder Bildhauer gefördert, eine andere Schriftstellerin, ein anderes Jugendorchester. Woran misst man überhaupt den Erfolg der Förderung?

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut! Gilt das auch für den Künstler? Und wenn nicht, sollte er dann nicht wenigstens *nützlich* sein? Es mag sein, dass die Beschäftigung mit der Kunst uns als

Menschen veredelt, dass sie unsere besseren Seiten zum Vorschein bringt, dass sie uns lang anhaltende Freude schenkt und dann und wann tiefe Einsichten ins Dasein, uns hilft, Schicksalsschläge zu verarbeiten und mit dem Leben zurecht zu kommen. Aber die *Aufgabe* der Kunst ist dies alles nicht. Welcher moderne Künstler von Rang würde sich wohl noch dem Horaz'schen Maßstab des *prodesse et delectare* unterwerfen, auch wenn hier nicht der ökonomische Nutzen und die seichte Unterhaltung, sondern die Persönlichkeitsentwicklung und die sublimale Freude am Ästhetischen gemeint sind?

Kunst, auch Kultur im weiten Sinn, bedarf keiner Rechtfertigung durch den Verweis auf Nützlichkeiten. Am Eigenrecht und am Eigensinn der Kultur prallen alle Nützlichkeitsabwägungen ab. Wer in Kultur investiert, der sollte wissen, daß er in ein produktives Chaos investiert. Niemand kann voraussehen, was genau dabei herauskommt. Schon lange nicht in Euro und Cent. Und wer als Künstler allzu sehr auf Wirkung, vor allem ökonomische, aus ist, zerstört am Ende die Kunst. Kunst muß rücksichtslos, darf nicht *vorsichtig* auf möglichst große Wirkung bedacht sein. Wenn wir Glück haben, vermittelt sie uns blaue oder rote oder bunte Wunder.

Daß Kultur nicht planbar ist, dass Kosten-Nutzen-Berechnungen hier fehl am Platze sind, dass so schwer zu sagen ist, was das alles bringt, was da im weiten Feld der Kultur vor sich geht, ist in unserer modernen Welt eine offene Wunde. Da hilft es denn auch wenig, wenn man darauf hinweist, dass Kultur und Demokratie irgendwie zusammengehören. Die meisten möchten es gern doch ein wenig genauer wissen. Um sie von der Wichtigkeit eines Kulturereignisses zu überzeugen, braucht es messbare Kriterien, Zahlen, möglichst alles Vorgegangene übersteigenden Zahlen. Wenn ein Weitspringer die Neun-Meter-Marke überspringt, wenn Audi alle Absatzrekorde bricht, wenn ein trostloses Buch wie das von Thilo Sarrazin sich fast zwei Millionen Mal verkauft, dann erst sind alle Zweifel weggewischt.

Also müssen auch in der Kultur Rekorde her: *Das Stadttheater präsentiert in einer 72-stündigen Lesung die ganze Ilias. Ungekürzt. Oder die ganze Odyssee. Oder die Tagebücher von Victor Klemperer. Natürlich auch ungekürzt. Oder: Tutzing liest ein Buch.* Möglichst alle

Einwohner von Tutzing, zumindest aber alle Schüler aller Schulen lesen in einer einzigen Woche ein einziges Buch. Und am Ende der Woche kommt die Autorin und liest selbst noch einmal einige Kapitel aus eben diesem Buch. Eine ganze Seite im Kulturteil der Lokalzeitung ist garantiert und Sponsoren finden sich zumeist auch, wenn die Sache Aufsehen zu erregen verspricht. **Ein Event!** Womöglich sogar eines mit der durchaus wünschenswerten Folge, dass nun mehr junge Leute in Tutzing und Umgebung dann und wann zu einem Buch greifen.

Wo man dem Publikum ein Buch schon nicht mehr meint zumuten zu können, muß ein anderes Großereignis her: *Coburgs Metzger stellen fürs Guinness-Buch der Rekorde die längste Bratwurst her*. Die Berichterstattung darüber steht dann aber vermutlich auch im Kulturteil der Zeitung, weil niemand zu sagen weiß, ob das noch zur Kultur oder schon zum Sport gehört. Wo Sponsoren zufrieden gestellt werden und Leistungsnachweise erbracht werden müssen, ist die Eventkultur der Ausweg, der sich anbietet. An der Länge der Performance oder der Bratwurst, an den Teilnehmerzahlen oder an der Zahl der Medienberichte lässt sich belegen, was es gebracht hat, dass man sich diese Veranstaltung etwas hat kosten lassen. Wenn man imposante Zahlen präsentieren kann, steht die Wichtigkeit der Sache außer Zweifel, kann man sogar jene Kritiker zum Verstummen bringen oder zumindest einschüchtern, die schon immer der Meinung waren, dass man ihr gutes Geld nicht für die Kulturförderung vergeuden sollte.

Längst ist auch die Kunstaussstellung der Faszination der großen Zahlen erlegen. Megaausstellungen wie die Documenta in Kassel, die Manifesta im belgischen Genk oder die Pariser Triennale versammeln zwar viele wunderbare Kunstwerke, sind aber mittlerweile wegen ihrer schieren Größe und der Vielfalt des Gebotenen von den Tausenden von Besuchern gar nicht mehr zu verkraften. Man kann den Eindruck gewinnen, daß die Besucher als Betrachter und kritische Bewerter des Ausgestellten gar nicht mehr vorgesehen sind, sondern nur noch, um durch ihr massenhaftes Erscheinen das Großereignis zu legitimieren. Wie bei der vierundzwanzigstündigen Lesung im Stadttheater gibt es auch hier praktisch keinen Rezipienten, der das

Ganze mit offenen Sinnen wahrnehmen und so zu einem begründeten Urteil über die Konzeption der Kuratoren gelangen kann.

Die Demokratie braucht Kultur. Welche Kultur? Auch das Leise, das Abseitige, Elitäre, Verstörende? Oder können wir uns getrost auf die Abstimmung mit den Füßen verlassen? Sind Absatz- und Besucherzahlen der gültige Maßstab, ist das *Event* tatsächlich *die* demokratische Kulturform? Kulturpolitiker, wenn sie nicht von allen guten Geistern verlassen sind, wissen natürlich, dass es so einfach nicht ist. Viele von ihnen führen ein veritables Doppelleben. Im Umgang mit „ihren“ Künstlern, in einer kleinen Rede vor dem handverlesenen Publikum einer Vernissage, bei der Eröffnung eines Kurzfilmfestivals, auf einer kulturpolitischen Tagung sprechen sie zumeist eine andere Sprache als vor der großen Öffentlichkeit oder im Stadtrat, wo sie ihr Tun rechtfertigen müssen. Möglicherweise ist diese professionelle ‚Doppelzüngigkeit‘ gar nicht zu vermeiden, wenn man nicht riskieren will, der Barbarei das Feld zu überlassen. Womöglich kommt man auch gar nicht darum herum, die *Event, kultur*‘ zu bedienen, wenn man nebenbei auch noch *Kultur* fördern will.

Ich bin Schriftsteller. Wenn ich an meinem Schreibtisch sitze, bin ich ganz auf mich angewiesen. Aber ich bin nicht mit mir allein. Ich stelle mir nämlich, während ich schreibe, einen Leser vor, für den das Geschriebene bestimmt ist. Ich denke zwar nicht daran, wie ich mit dem, was ich dort tue, ein Stadion oder den Marienplatz in München füllen könnte. Wer wäre heute schon so verrückt, zu glauben, mit Literatur könne man Tausende anlocken? Der Letzte der seit den Tagen Vergils und Ovids ein Stadion mit dem Rezitieren von Gedichten füllen konnte, war in den 60er Jahren der ‚Dichterrebell‘ Jewgeni Alexandrowitsch Jewtuschenko, den heute kaum noch jemand kennt, der allenfalls mit dem russischen Oligarchen Wladimir Petrowitsch *Jewtuschenkow* verwechselt würde. Der Leser, auf den ich mich beim Schreiben beziehe, ist ein Individuum, ein kritisches, mit feinem Gespür für die ästhetische Qualität jedes Satzes ausgestattetes Individuum, der ideale Leser, der, während er sich dem Sog des Textes überlässt, dennoch alle ästhetischen Antennen

ausgefahren hat. Das ist ein anderes Individuum, als jenes, das die Eventkultur im Blick hat.

Schreiben ist erstens ein einsamer und zweitens immer ein sozialer Akt. Mit Massenkommunikation hat das in aller Regel nichts zu tun. Ich denke, daß Ähnliches für die meisten Maler, Bildhauer und Komponisten gilt. Sie befinden sich, wenn sie künstlerisch tätig sind, in einem Zwiegespräch – mit sich selbst und mit dem idealen und ideellen Rezipienten. Bei der kulturpolitischen Ermöglichung kulturellen Lebens und Schaffens sollte diese *intimere Sozialität* auf der Seite der Produzenten nicht übersehen werden.

Ich teile die düsteren Prognosen nicht, die manche unserer westlichen Zivilisation stellen. Ich glaube nicht, dass die kulturelle Produktivität durch die kulturindustrielle Event, 'kultur' gänzlich verschüttet werden könnte, dass die Einebnung des Unterschieds von E und U über kurz oder lang dazu führen muß, dass Kunst, die diesen Namen verdient, nicht mehr geschaffen wird. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein. Er lebt von der Kultur und durch die Kultur, er braucht die beglückende und verstörende Sinndeutung durch die Kunst, um sich nicht zu verlieren. Und wenn er mit dem in Berührung kommt, aus dem sie erwächst, dann läuft ihm vielleicht ein Schauer über den Rücken wie vor zweitausend Jahren dem griechischen Jüngling im heiligen Hain, wenn ein plötzlicher Windstoß die Blätter bewegte und die Anwesenheit der Götter bezeugte. Denn, das wissen wir seit Rilke, *das Schöne ist nichts als des Schrecklichen Anfang...*

Pina Bausch, die große Tänzerin und Choreographin, hat es einmal den Mitgliedern ihres Ensembles gegenüber so ausgedrückt: *Tanz, tanzt! Sonst sind wir verloren.* Wer sich den wunderbaren Film anschaut, den Wim Wenders über diese Künstlerin gedreht hat, wird verstehen, was sie damit meinte. Kulturpolitik kann Kultur zulassen, sie kann sie ermöglichen, sie kann sie nicht erzeugen. Wenn wir uns dem Ursprung der Kultur nähern, schauen wir in einen Abgrund. Oder in den sternensäten Nachthimmel. Oder ins glühende Innere der Erde.